Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 17 (2010)
Heft: 190

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHAFFHAUSEN

Kunst gleich Kapital

1984 haben die Kunstsammler Urs und Christel Raussmüller in Schaffhausen die Hallen für neue Kunst eröffnet. Auf vier Stockwerken der ehemaligen Kammgarn-Fabrik und insgesamt über 6000 Quadratmetern Fläche werden die Werke zum Teil weltberühmter Kunstschaffender ausgestellt. Seit Beginn beschäftigt das Schicksal der Hallen die Öffentlichkeit, Politik und Kulturkreise gleichermassen. Immer wieder gerieten sie in finanzielle Schieflage, häufig wegen der horrenden Versicherungsprämien für die auf über hundert Millionen Franken geschätzten Kunstwerke. Stadt und Kanton Schaffhausen haben lange ohne mit der Wimper zu zucken Rettungspläne auf die Beine gestellt. Freilich ging einem erhöhten Engagement der öffentlichen Hand immer eine emotional geführte Debatte über die Verwendung von Steuergeldern voraus. Kunstfreunde, zu denen immer auch der Stadtrat gehörte, warfen die weltweite Ausstrahlung und die avantgardistischen Werke in die Waagschale, während Kunstskeptiker in Leserbriefen schrieben, selbst ihre Enkelkinder könnten schöner malen als die Kunstschaffenden in der Raussmüller Collection.

Seit 2005 sehen sich die Hallen für neue Kunst auch vermehrt mit Angriffen aus der Politik konfrontiert. Wegen der positiven wirtschaftlichen Entwicklung Schaffhausens sah der städtische FDP-Präsident Martin Egger das Geld blinken und regte in einem parlamentarischen Vorstoss an, den Mietvertrag zu künden. Die Stadt soll eine gewinnbringende Nutzung auf den 6000 Quadratmetern anstreben, statt die Fläche gratis zur Verfügung zu stellen. Unterstützung bekam Egger von der SVP, welcher die Hallen für neue Kunst schon länger ein Dorn im Auge waren. Nach einer Flut von Leserbriefen wurde die Motion zurückgezogen.

In Schaffhausen wird um Joseph Beuys gestritten. Bild: Adolf Clemens

Gleichzeitig drohte den Hallen noch von anderer Seite Ungemach: Das Herzstück der Raussmüller Collection – die Rauminstallation «Kapital» von Joseph Beuys – wurde gerichtlich von zwei Kunstsammlern beansprucht. Beuys hat die Installation ursprünglich für die Biennale 1980 in Venedig geschaffen, 1984 hat er das «Kapital» über Umwege in Schaffhausen neu aufgebaut. Zwei Jahre später ist Beuys gestorben. Urs Raussmüller stellte sich im Rechtsstreit um die Installation immer auf den Standpunkt, dass das «Kapital» mit dem Neuaufbau in den Hallen quasi neu geschaffen worden sei und als Vermächtnis von Joseph Beuys in den Besitz der Hallen für neue Kunst übergegangen sei. Dem widerspricht jetzt das Schaffhauser Kantonsgericht, welches in seinem Urteil vom März 2010 festhält, das «Kapital» sei seit der Biennale nicht wesentlich verändert worden und befinde sich entsprechend im Besitz der ursprünglichen Aussteller. Diese waren lange Zeit selber in der Stiftung der Hallen für neue Kunst vertreten und Raussmüller freundschaftlich verbunden, so dass sich die Eigentümerfrage für das 4,5-Millionen-Werk lange nicht gestellt hat. 2005 aber hat ein Streit über die Ausrichtung der Hallen zum Zerwürfnis geführt. Raussmüller besteht auf seinem Standpunkt und wird Berufung am Obergericht einlegen.

Aber die politische Diskussion hat sich nach dem Rückzug der Motion Egger nicht beruhigt – im Gegenteil: In der Folge reichten Parlamentarier verschiedenster Couleur Vorstösse ein, wie die Hallen und die Räumlichkeiten darunter und darum herum neu genutzt werden könnten. Selbst die Seniorenallianz in der Person ihrer Kantonsrätin Nelly Dalpiaz sah sich zu einem letzten Aufbäumen gegen die Hallen und gegen die eigene Auflösung genötigt. In einem Vorstoss echauffierte sich die rechtskonservative Pensionärin über verkohlte Balken und Bilder ohne Aussage. Auch ihr trotzten die Hallen erfolgreich. Sie existieren noch, wenn auch unter Dauerbeschuss.

FLORIAN KELLER, 1983, ist Jus-Student und Schaffhauser Kantonsrat.

THURGAU

Am Hochrisiko-vortrag

Es ist einer der ersten schönen Donnerstagabende im März, und im Frauenfelder Rathaus geht, so scheint es jedenfalls, ein sogenanntes Hochrisiko-Fussballspiel vonstatten. St.Gallen gegen Luzern oder Frauenfeld gegen Kreuzlingen oder Zürich gegen Basel. Aber es ist Regierungsrätin Karin Keller-Sutter gegen den Rest der Welt. Jedenfalls wird man einige Wochen vor dieser Veranstaltung als SP-Frauenfeld-Mitglied vom Supporterclub FDP Thurgau zu einem «öffentlichen Referat» eingeladen. Es wird dabei um Verständnis gebeten, dass «aus Sicherheitsgründen eine öffentliche Ausschreibung nicht möglich» sei. Der FDP-Supporterclub soll in der AFG-Arena zu den berüchtigten Logen-Ultras gehören, wie ich im Nachhinein von Szenekennern erfahre. Gastgeber und Capo ist Rainer Sigrist – er ist Verwaltungsrats-Präsident sowohl der Betriebs AG AFG Arena wie auch des Bau-Totalunternehmers HRS Real Estate AG. Auf der HRS-Internetseite wird unter anderem die AFG-Arena als Referenzobjekt in der Kategorie «Sportbauten» aufgeführt.

Es referiert also St.Gallens FDP-Regierungsrätin Karin Keller-Sutter zum Thema «Hooliganismus und Jugendgewalt». Interessant. Oder leider eben doch nicht. Im Schnellzugtempo erläutert Frau Keller-Sutter die traurigen Statistiken zu den Jahres-Mannstunden der Kapo St.Gallen, interpretiert den hinlänglich bekannten Bericht zu Jugenddelinquenz im Kanton St.Gallen und outet sich nicht gerade als Fan der Fan-Sozialarbeit. Und dann erzählt sie von den «sauberen» Stadien in den Niederlanden und England. Und dass es dort in den Kurven keine rechtsfreien Zonen mehr gäbe. Dass sie eben Vorsteherin des Sicherheits- und Justizdepartements sei, nicht der Abteilungen für Bildung oder für Gesundheit. Sozusagen Sieg oder Spielabbruch.

Richtig abstrahieren muss man aber angesichts des Sicherheitsdispositivs für diesen Vortragsabend. Zuerst ist ein Eintrag auf der Besucherliste notwendig, Sauklaue vorteilhaft. Dann wird nachgefragt, ob man denn wirklich derjenige sei, welcher. Ja, das bin ich, nein, ich will nicht in der Hooligan-Datenbank registriert werden. Weiter wird das AFG-Arena-Bändeli am Handgelenk zwei Mal von privaten Sicherheitskräften kontrolliert. Zum Schluss wird man auch von den Bodyguards im Saal gemustert, als würde man die beste kontinentale «Firm» leiten. Was das wieder kostet? Vor, während und nach

dem Vortrag bleibt es übrigens ruhig. Man hätte sich das Geld sparen und zum Beispiel für Fanarbeit einsetzen können. Klappt ja von Winterthur bis Basel. Aber eben, im Frühling wird man halt manchmal ein wenig überstellig.

Zum Glück kommen auf Frauenfeld auch bald wieder bessere Zeiten zu: Ein Ertragsüberschuss von 3,2 Millionen Franken in der Frauenfelder Stadtrechnung, die Schaffung und baldige Besetzung einer städtischen Kultur-Stabsstelle und die neue Gemeinderatspräsidentin Lisa Landert von der linksgrünen Lokalpartei «Chrampfe & Hirne CH» lassen grüssen.

MATHIAS FREI, 1980, ist Kulturveranstalter, Slampoet, Texter und Gemeinderat.

WINTERTHUR

Und sonntags eine Zeitreise

Im Kulturlokal Kraftfeld mit einem gewissen avantgardistisch-urbanen Anspruch an das eigene Programm war immer wieder ein anderer Winterthurer Gastronomiebetrieb mit Namen «Schützenhaus» Gesprächsthema. Vermutlich weil er irgendwie als Gegenpol wahrgenommen wurde. Und für die einen zudem eine Jugenderinnerung darstellte. Dadurch neugierig geworden, war ich sofort dabei, als auf einem Veloausflug der Vorschlag gemacht wurde, dort einzukehren. Der Verpflegungstopp stellte sich als ein Ausflug in die achtziger Jahre heraus. Der Schützenweiher, an dem das Schützenhaus liegt, ist rund zwei Kilometer vom Bahnhof Winterthur in nördlicher Richtung entfernt und ist eine der raren Winterthurer Wasserflächen. Der Weiher ist zwar nicht wirklich gross, aber wer sich viel Zeit lässt, hat doch cirka eine Viertelstunde bis er einmal drum herum ist. Neben Spazieren kann man dort noch viele andere Dinge tun. Es fehlt an nichts. Es hat Enten, einen Spielplatz, Sitzbänke, noch einen Spielplatz (direkt beim Restaurant Schützenhaus), ein breites Verpflegungsangebot von Würsten ab Grill bis hin zu Eis aus dem Automaten, eine Minigolf-Anlage, eine Parkuhr, die dazugehörenden Parkplätze, Spielautomaten, einen Take-away und jeden Freitag und Samstag Tanz mit Live-Bands im Dancing Schützenhaus.

Nachts war ich nie da. Wer die Homepage des Dancings anklickt, wirds vermutlich nachvollziehen. Ich kenne aber viele, die früher da waren. Wer in den Gemeinden östlich von Winterthur aufgewachsen ist und als Teenager erstmals in den Ausgang durfte, blieb gerne erstmal im Schützenhaus hängen. Dies war im Kraftfeld beim einen oder anderen auch der Fall. Der ganze Ort wirkt irgendwie leicht aus der Zeit gefallen. Oder zumindest passt der Ort nicht so recht in mein Bild eines urbanen und grossstädtischen Winterthurs. Was mich aber noch viel mehr erstaunt: Der Schützenweiher wird vor allem von der ausländischen Bevölkerung besucht. Obwohl Winterthur nur an wenigen Orten so typisch schweizerisch ist. Der Schweizer Teil der Stadtbevölkerung scheint davon nicht angesprochen zu werden. Die Geschmäcker haben sich in den letzten Jahrzehnten verändert. Dafür scheint es aber der ideale Ort für die moderne, muslimische Kleinfamilie zu sein, die die Beschneidung ihres einzigen Sohnemanns feiert.

Ideal, um Feste zu feiern: der Schützenweiher. Bild: Manuel Lehmann

Nun wollte ich von der Winterthurer Stadtentwicklung und der Fachstelle für Integration wissen, wie sie das sehen. Der Ort ist in der Wahrnehmung dieser Ämter aber so gut wie nicht vorhanden. Bei der Stadtentwicklung schliessen sie es nicht aus, dass der Ort genau in dem Moment wieder entdeckt werden könnte, wenn der Stadtrat in der nächsten Legislaturperiode ein Freiraumkonzept in Angriff nehme. Ob er das tun wird, ist aber noch offen. So besteht durchaus Hoffnung, dass der Schützenweiher und das Schützenhaus weiterhin unentdeckt in ihrem Zeitloch fortbestehen und einer «Aufwertung» noch lange entgehen können. Damit sie auch noch 2030 erlebbar sind.

MANUEL LEHMANN, 1974, ist DJ, macht Radio und sitzt im Vorstand des Areal Verein Lagerplatz.

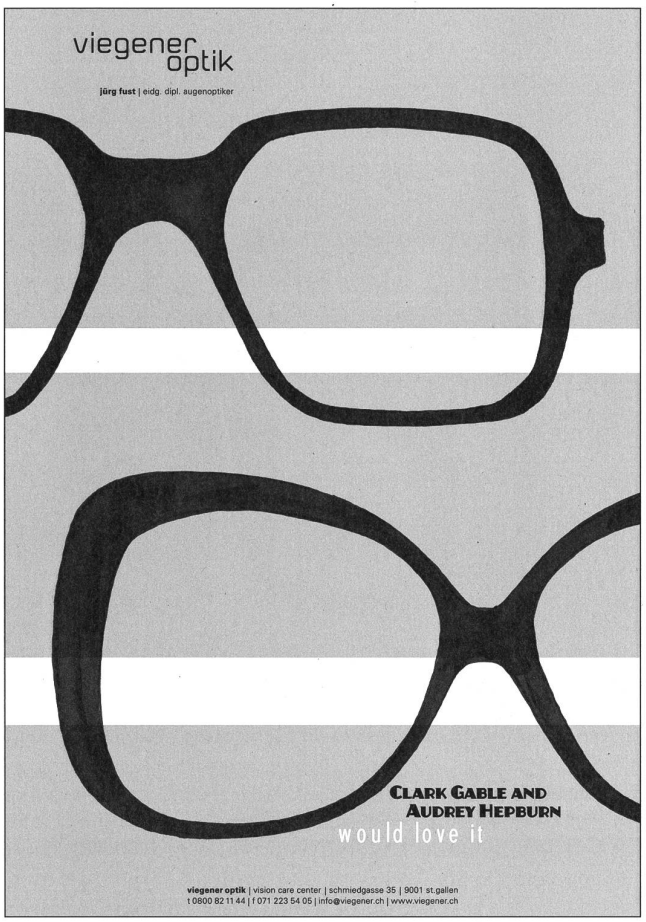
VORARLBERG

Start in die Radsaison

Am Morgen brachte das Regionalradio in den Nachrichten wieder einmal, dass Vorarlberg eine Vorreiterrolle im Ökobereich hätte – früher wars beispielsweise die Mülltrennung, diesmal das alltägliche Radfahren zum Arbeitsplatz, zum Einkaufen und so weiter. Die Vorarlberger bringen da mehr Jahreskilometer zusammen als alle anderen Landsleute. Der Text war allerdings so hingedreht, als seien die Landespolitik und ein vorbildliches Radwegnetz der Hauptgrund dafür. Ich wohne am Stadtrand von Bregenz und fahre fast täglich mit dem Rad ins Zentrum, aber nicht, weil wir so tolle Öko-Politiker und so schöne Radwege haben, sondern weil die Strassen verstopft sind, weil in der Stadtmitte kein Parkplatz zu finden ist oder falls doch, dieser kräftig entlöhnt werden muss. Radweg gibt es dort keinen, dafür Reihen von Autos, die (legal) links vom Radfahrstreifen parken: Engstellen, an denen man als Radfahrer nervös Kraftfahrzeuge von hinten kommen hört. Es gibt einen Teil der Fussgängerzone, in dem Radfahren erlaubt ist, was aber viele Fussgänger nicht wissen und einen dann anpöbeln.

Einen richtigen Radweg gibt es dem See entlang, als Teil des Bodenseeradwegs. Ungefähr an der ehemaligen Grenze zu Deutschland weist ein Schild darauf hin, dass das Gebiet einer radfahrfreundlichen Gemeinde beginne, und von da an tut man gut daran, die Augen aufzusperren. Der betonierte Weg auf der ehemaligen Pipeline zwischen der hangseitigen Bahnlinie und einem seeseitigen Mäuerchen hat es in der warmen Jahreszeit in sich: Hier ist Badestrand und es wimmelt von Fussgängerinnen und Radfahrern. Wobei ein Radfahrstreifen nicht einmal symbolisch auf den Boden gemalt ist, sondern die Radler mehr oder weniger wild durch die sich verschieden schnell bewegenden Gruppen und Grüppchen kurven.

Die ehemalige Pipeline am Bodenseeufer. Bild: Kurt Bracharz



Beratungsstelle für Familien

Binational?

Das heisst, Mann und Frau haben eine Unterschiedliche nationale oder kulturelle Herkunft.

Binational!

Die Ehe oder Partnerschaft mit einem ausländischen Partner / einer ausländischen Partnerin kann eine Beziehung bereichern, manchmal aber auch belasten.

Die Beratungsstelle für Familien in St. Gallen Hilft mit der binationalen Beratung kulturelle und rechtliche Hürden zu überwinden.

Rufen Sie uns an, 071 228 09 80 oder besuchen Sie uns im Internet, www.familienberatung-sg.ch

Beratungsstelle für Familien
Frongartenstrasse 16, 9000 St. Gallen

Es gibt natürlich auch schöne, ruhige Radwege in Vorarlberg, zum Beispiel den Rhein entlang, von Liechtenstein bis zum Bodensee, aber auch im Montafon oder im Bregenzerwald. Das sind jedoch Wege für Radtouren, in der Nachrichtensendung ging es ja um die Radfahrten des Alltags.

In der Nachmittagssendung meldeten sich dann viele zu Wort und fast alle mit dem Hinweis auf die eine oder andere «Todesstrecke», wo man vom Luftdruck vorbeipreschender LKWs in den Graben geweht werden kann, jede Menge Asbestabrieb einatmet oder sich mit anderen Verkehrsteilnehmern herumschlagen muss. Bei Letzterem denke ich an die meist älteren Damen und Herren, die seelenruhig auf dem Radweg in den Seeanlagen zu dritt nebeneinander dahindackeln und sich aufregen, wenn man klingelt, weil sie sich völlig im Recht fühlen. Oder an einen Pulk von Jugendlichen mit zwei Begleitpersonen, die mir auf einem Radweg in Lustenau entgegenkamen, wobei meine Frau beim ersten Anblick in die Wiese auswich, während ich dachte, sie würden mich schon vorbeilassen – die trampelten aber wie eine Stampede so blindlings auf mich zu, dass ich dann doch auch lieber einer Kollision ins Grüne auswich.

Dem Gewusel auf der Pipeline weiche ich übrigens mittels der Bahnstationen an beiden Enden dieses Radwegs aus. Einen grossen Vorteil bietet nämlich die Bahn in Vorarlberg gegenüber der Schweiz und Deutschland: Man kann mit dem Rad einfach in jeden Regionalzug einsteigen; eine Karte für das Rad sollte man schon haben, aber das ist lediglich eine Tageskarte, die kostet nicht viel, und man muss sein Rad eben in keiner Weise anmelden und an keinen Haken hängen und was es sonst anderswo noch an Vorschriften gibt.

KURT BRACHARZ, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

TOGGENBURG

Gratismüsterli «L'air du printemps»

Frühlingsmässig gesehen bewegt sich im Toggenburg zurzeit einiges, wenn nicht gar alles. Wenn man bedenkt, dass der Frühling nun auch in den obersten Lagen langsam zum Vorschein kommt, kann man sich auf die ersten saftigen Farben freuen. Könnte man. Sicher sind die diesjährigen Fashiontrends in den Regalen der Toggenburger Geschäfte bereits zum Verkauf bereit und einige der Trendsetter haben sich schon mutig in die aktuellen Farben der Saison gestürzt. Auch von den Düften ist von schwer bis süss-herb und leicht alles zu haben. Die Drogerien, Parfümerien und die Kosmetikstudios laden zu Duftvorführungen, Trend- und Fashionpräsentationen mit Gratismüsterli ein. Wär eigentlich schon fein – nur …

Vor noch nicht allzu langer Zeit hat Peach Weber im Kongresshaus Thurpark in Wattwil in einem Lied das Geheimnis gelüftet. Nur hat er sich nicht hinreissen lassen, zu verraten, woher seine Inspiration kam. Aber ich weiss es: Aus dem Toggenburg!

Die schönen Kataloge von Klangweg, Klangwellness, Toggenburg Tourismus et cetera liegen in den verführerischsten Farben auf – mit tollen Gratis-Probeliegenversprechen (Klangliege). Sehr amächelig. Würde man meinen. Aber es riecht nach Betrug. Denn das wahre Geheimnis zieht sich von Kirchberg, Bazenheid und vom Neckertal über den Ricken bis ins oberste Toggenburg hinauf.

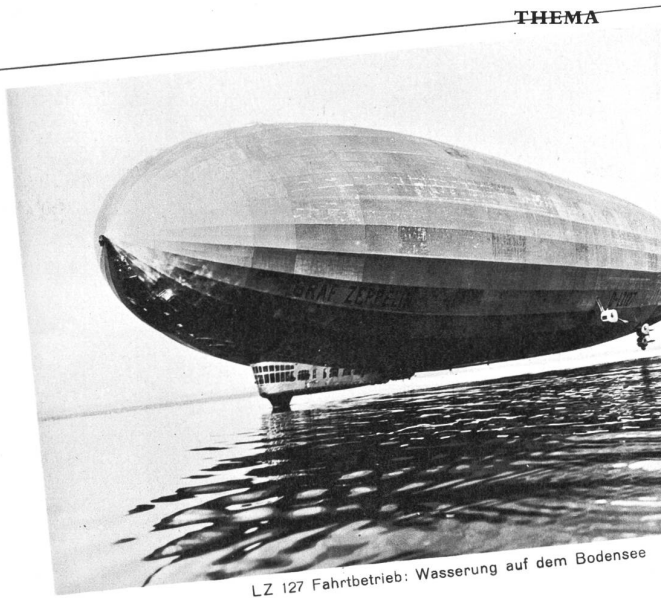
Überall da, wo der letzte Rest des Schnees dahingeschmolzen ist, werden wir von Vogelgezwitscher und Frühlingserwachen freudig in der herrlichen Natur empfangen.

Doch wir versuchen dem Frühling noch etwas auszuweichen und starten von Nesslau Richtung Dergeten in die hinterste, verschworenste Besenbeiz zwischen den sieben Bergen im Schnee. Ein Biobauernbetrieb zwischen Steilhang-Romantik und Schwerstarbeit. Aber auch hier ist es bereits. Nicht ein Prospekt, nirgends ein Verweis im Internet. Das Toggenburg verheimlicht es und trotzdem spüren wir es. Es ist überall! Wenn meine Kollegin im «Städtli» (Lichtensteig) mich am Morgen anruft und meint, sie hätte heute wirklich Lust gehabt, Stockenten wandern zu gehen (Nordic Walking), wegen den im Toggenburg angefressenen Winterspeckrölleli (das ist kein Rezept, sondern eine Plage), aber es sei ja so schade … Unmöglich.

Ach ja, in dem Lied nennt sich das Parfüm Gülvin Klein und selbst die CD, die meine kleine Tochter vom «Piitsch» dröhnen lässt, stinkt nach Gülle.

DANIELA VETSCH BÖHI, 1968, Textildesignerin, umweltpolitisch Aktive und Mutter.

Ab dieser Ausgabe versorgt uns Daniela Vetsch mit Rundflügen aus dem Toggenburg. Wir möchten uns an dieser Stelle von ihrem Vorgänger Andreas Roth verabschieden und ihm ganz herzlich für die Zusammenarbeit danken.



LZ 127 Fahrtbetrieb: Wasserung auf dem Bodensee

Bild: pd

Mit dem Zeppelin auch übers Appenzell.

APPENZELL

Von oben grenzenlos

Wie früher als Kind im Traum flog ich kürzlich in Gedanken in einem Zeppelin über das Hügelland um den Säntis – grenzschlängelnd zwischen den beiden Halbkantonen Appenzell Inner- und Ausserrhoden. Die luftigen Höhen nahmen der Landschaft ihre Magie und ermöglichten, trotz Dunst, befreite Einblicke – und vor allem: von oben betrachtet schaut das Land um den Säntis aus, als ob es eins wär. Keine Grenzen zwischen Toggenburg, Innerrhoden und Ausserrhoden. Die Distanz zum Boden, zum allzu lieblichen, zum «Label Appenzell» und zum bisweilen stressigen Alltag tat wohl.

So von oben das Land betrachtend tauchten schnell Fragen auf: Wie kann es sein, dass auf so kleinem Raum mit einem Kleingebirge im Zentrum, zwei bis drei Tourismusorganisationen keinen gemeinsamen Nenner finden? Wie kann es sein, dass sich seit der Landesteilung, zu Beginn der Reformationszeit, Innerrhoden wie Ausserrhoden zu zwei komplett verschiedenen Kulturen entwickelt haben? Ist garamend die hochgelobte, gewaltfreie Landesteilung der Grund dafür, dass immer wiederkehrende Wort-Scharmützel einen bald 500-jährigen Dauerkrieg ermöglichten, in dem sich keiner wähnte? Wie kann es sein, dass wegen drei abbestellten Appenzeller Zeitungen namhafte Redaktoren und Journalisten sich Sorgen machen um die heilige Pressefreiheit im ganzen Land, wo es doch schon länger um genau diese Freiheit nicht zum Besten bestellt ist?

Es wird noch einige Überflüge und Reisen durch die Hügelzonen um den Säntis brauchen, um darauf Antworten darauf zu finden.

VERENA SCHOCH, 1957, ist Kamerafrau und Fotografin und wohnt in Waldstatt.

Johannes Schläpfer, Simone Schneider und Pius Widmer (v.l.) von der Fachstelle für Aids- und Sexualfragen. Bild: Christiane Dörig

Zwischen Intimität und Pornokick

Der Verein Aids-Hilfe St.Gallen Appenzell wird 25 Jahre alt. Ein Gespräch mit den Sexualpädagogen Simone Schneider und Pius Widmer und Fachstellenleiter Johannes Schläpfer über ihre tägliche Arbeit, Aids und Porno.

von CHRISTINA GENOVA

***Saiten* — Wenn man vor 25 Jahren die Gründungsgruppe der Aids-Hilfe St.Gallen Appenzell gefragt hätte, was ihre Arbeit ausmacht, wäre deren Beschreibung anders ausgefallen als Ihre heute?**

Johannes Schläpfer — Damals gab es nur Aids. Das waren dramatische Verhältnisse, die man sich heute kaum vorstellen kann. Pius Widmer und ich, die seit 1991, beziehungsweise 1990, dabei sind, erlebten noch die Ausläufer davon. Es herrschte eine riesige Verunsicherung und eine Angst. Die Telefone liefen zeitweise heiss. Wie Aidsprävention zu betreiben sei, war umstritten. Es gab sehr radikale Vorschläge – Menschen mit Aids seien zu internieren zum Beispiel. Zudem beschäftigten uns auch die Ansichten kirchlicher Kreise.

Pius Widmer — Die Landeskirchen bereiteten uns keine Probleme, im Gegenteil. Sie unterstützten uns, weil sie wussten, dass wir nicht nur «Gummis» abgeben, sondern Fragen zur Sexualität ganzheitlich angehen.

Johannes Schläpfer — Aids war damals eng mit der Suchtproblematik verknüpft. Der Schellenacker war der Platzspitz von St.Gallen. Wir betrieben ein Notfallprojekt, eine Spritzen- und Kondomabgabe, mit dem sinnigen Namen «Skorpion». Mehr lag zu diesem Zeitpunkt nicht drin. Die Situation beruhigte sich erst mit dem sogenannten Vier-Säulen-Konzept des Kantons St.Gallen. Heute hingegen spielt das Thema «Sucht und Aids» für uns kaum eine Rolle mehr. Nur noch zwei bis vier Prozent der Neuansteckungen sind dem Suchtbereich zuzuschreiben.

Welchen Wandel erlebte die Sexualpädagogik in den letzten zwei Jahrzehnten?

Johannes Schläpfer — In den achtziger Jahren steckte die Sexualpädagogik noch in den Kinderschuhen. Man kann sagen, dass wegen Aids eine moderne Sexualpädagogik in den Schulen Einzug hielt. 1994 gaben wir das erste Lehrmittel heraus, das – nicht ganz überraschend – eine Debatte auslöste.

Pius Widmer — Es waren freikirchliche Kreise, die bei der Regierung intervenierten und monierten, wir würden pornographisches Material an die Lehrerschaft verteilen. Ihre Empörung wurde vor allem dadurch ausgelöst, dass im Lehrmittel nirgends stand, dass Homosexualität Sünde und vorehelicher Geschlechtsverkehr nicht erlaubt sei. In der Folge verbot der Regierungsrat vorsorglich das Lehrmittel und liess es auf Fachlichkeit überprüfen. Danach wurde das Verbot aufgehoben, weil man merkte, dass die Inhalte ethisch vertretbar sind. Die Zusammenarbeit mit dem Erziehungsdepartement des Kantons St.Gallen, dem heutigen Bildungsdepartement, wurde im Verlaufe der Jahre immer besser und kann heute als eng bezeichnet werden.

In den letzten zwanzig Jahren gab es an den Schulen vier grosse Themen: Anfang der neunziger Jahre war es die Angst vor Aids und man rief uns, um darüber zu informieren. Ende der neunziger Jahre nahm man sexuelle Gewalt als Thema in der Gesellschaft vermehrt wahr. Wieder holte man uns an die Schulen, und im Zuge der Gewaltprävention konnten wir auch Aidsaufklärung betreiben. Die dritte Welle war die «Multikulti»-Angst. Man hatte Mühe, mit kulturell unterschiedlichen Männer- und Frauenbildern umzugehen. Erneut bekamen wir viele Anfragen für Schulbesuche. In den letzten fünf Jahren kam der vorerst letzte Schub – die zunehmende Pornographisierung –, der uns wieder viel Arbeit beschert.

Wie laufen die sexualpädagogischen Einsätze an den Schulen ab?

Simone Schneider — Wir arbeiten mehrheitlich mit Schülerinnen und Schülern von der 6. Klasse an aufwärts. Normalerweise erfolgt der Unterricht nach Geschlechtern getrennt. Pius Widmer übernimmt die Buben und jungen

Männer, ich die Mädchen und jungen Frauen. Was die jüngeren Kinder betrifft, so arbeiten wir mediatorisch mit den Kindergärtnerinnen und Primarlehrern, die danach den Unterricht selbst gestalten. Mehrheitlich führen wir sexualpädagogische Einsätze in Schulklassen durch. Daneben haben wir auch mit Institutionen wie Sprachheilschule, heilpädagogische Schule, Jugendtreffs, Behindertenheimen und vielen anderen zusammengearbeitet.

Johannes Schläpfer — Die Sexualpädagogik ist nur eines unserer Aufgabengebiete. Wir führen auch Projekte mit sogenannt vulnerablen Gruppierungen durch, zum Beispiel mit MSM – Männern, die Sex mit Männern haben. Diesen etwas gestelzten Begriff haben wir gewählt, weil wir an bestimmten Orten, zum Beispiel Autobahnraststätten, Männer antreffen, die zwar Sex mit anderen Männern haben, sich aber niemals als homosexuell outen würden. Pius Widmer betreut das Projekt Afrimedia. Dabei arbeiten Menschen aus Afrika präventiv mit Landsleuten, denn in den letzten Jahren stammte ein hoher Anteil der Neuinfizierten aus Schwarzafrika. Prävention im Sexgewerbe gehört ebenfalls zu unseren Aufgaben. Ausserdem betreiben wir ein Projekt mit HIV-Positiven, die teilweise bei unseren Schulprojekten mitarbeiten.

Zentral ist jedoch die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, denn bei ihnen wird das Präventionsfundament gelegt. Wenn wir im Sexsalon die Freier davon zu überzeugen versuchen, einen Gummi zu benutzen, ist es schon zu spät. Viele werden bei ihrem Risikoverhalten bleiben. Es sind die letzten Feuerwehrübungen, die wir dort betreiben.

Ein wichtiges und zurzeit wieder sehr aktuelles Thema ist die Prävention von sexueller Gewalt.

Simone Schneider — Ich leiste indirekte Gewaltprävention, indem ich mit Mädchen an Themen arbeite wie «Was sind meine Bedürfnisse» und «Wie kann ich mich selber gerne haben». Das Thema «Übergriffe» wird zwar auch behandelt, aber im Vordergrund steht die Stärkung der Persönlichkeit. Aufgrund dessen haben die Mädchen mehr Mut, Grenzen zu setzen, Nein zu sagen oder das Schweigen zu brechen und sich Hilfe zu holen.

Pius Widmer — Bei den Buben und jungen Männern schaue ich häufig als Erstes auf die Sprache: Welche Begriffe stehen uns für das Sexualverhalten zur Verfügung, wie reden wir über Sexualität und wo schwingt Aggression mit? Einmal empfing mich ein Lehrling mit dem Satz: «So, gibt es etwas zu vögeln heute?» Ich gab daraufhin spontan zur Antwort: «Könntest du das auch noch anders ausdrücken?» Man darf sich von solchen Sprüchen nicht ins Bockshorn jagen lassen. Es geht darum, den jungen Männern aufzuzeigen, welche Haltungen sich dahinter verbergen können und wie die jungen Frauen darauf reagieren.

Wie gelingt es Ihnen, die Bedürfnisse der jungen Männer aufzunehmen?

Pius Widmer — Als Erstes versuche ich, die meist aufgeheizte Atmosphäre zu beruhigen. Manchmal lege ich eine Folie mit einer grafischen Darstellung der männlichen Genitalien auf und frage: «Wer kann mir erklären, wie es zum Samenerguss kommt?» Dann herrscht meistens Ruhe im Zimmer, denn nur wenige wagen es, vor Kollegen eine Antwort zu geben. Relativ bald kommen wir zur Frage, wie man ein guter Liebhaber wird. Wir reden darüber, was erfüllte Sexualität ist. Ich versuche, ihnen aufzuzeigen, dass ein Schnellfick eher wie Fastfood ist und Penetration nicht in den ersten fünf Minuten passieren muss. Wir thematisieren die Sprache, die sexuellen Praktiken, den Orgasmus, die Liebe und so weiter. So kommen wir miteinander ins Gespräch.

Sie müssen eine Vertrauensbasis schaffen, damit die Jugendlichen überhaupt mit Ihnen reden. Wahrscheinlich gelingt das nicht immer.

Simone Schneider — Meistens stehen mir vier Lektionen zur Verfügung. Die erste Lektion ist reine Beziehungsarbeit. In den ersten zehn Minuten nehme ich wahr, ob die Mädchen bereit sind, sich zu öffnen. Danach habe ich etwa eine Lektion Zeit, mit ihnen den Raum so zu gestalten, dass sie ihre persönlichen Fragen stellen. Meistens funktioniert es.

Pius Widmer — Das Vertrauen der jungen Männer zu gewinnen, gelingt meistens. Ich möchte aber mehr. Ich möchte sie dazu herausfordern, ihre Positionen zu vertreten, sich aber auch auf neue einzulassen. Das führt manchmal zu heftigen Streitgesprächen rund um Männer- und Frauenbilder.

Sie haben sich in den letzten Jahren zum Sparring-Partner der Jugendlichen entwickelt.

Pius Widmer — Es begann etwa vor sieben Jahren mit der zunehmenden Präsenz von Pornographie in den Medien, die mir auffiel. Als ich das unter Lehrern und Sexualpädagogen thematisierte, sagte man mir oft: «Du bist halt Theologe und ein seriöser Familienvater. Du siehst das viel zu tragisch, ein bisschen Porno gehört dazu.» Ich aber hatte den Eindruck, dass die Mischung von Sex und Gewalt zunimmt und nicht spurlos an den Jugendlichen vorbeigehen kann. Daher wurden meine Sprache und mein Auftreten direkter.

Simone Schneider — Pornographie kann Stress auslösen. Sie dient der raschen Triebbefriedigung. Die dabei konsumierten Bilder können haften bleiben. Was passiert, wenn sich Jugendliche mit Pornodarstellern identifizieren und dadurch der Leistungsdruck gross wird? Wenn sie nicht sieben Mal können und die Frau mit dem grossen Busen nicht bekommen? Sie sind ja dann uncool und gehören nicht dazu. Sie wissen nicht, wohin mit ihren Gefühlen, ihrer Verletzlichkeit, ihrer Verliebtheit, denn all dies kommt in Pornos ja nicht vor.

Was löst Pornographie bei jungen Frauen aus?

Simone Schneider — Pornos werden von jungen Frauen deutlich weniger konsumiert als von jungen Männern. Sie können aber durchaus Verunsicherung auslösen und den Eindruck erwecken, eine Frau müsse immer willig sein. Mehr als Pornographie beschäftigt die jungen Frauen die eigene Körperlichkeit. Bin ich schön? Bin ich schlank genug? Ist mein Busen gross genug? Sie glauben, ihr Körper müsse bestimmten Normen entsprechen. Ich versuche mit ihnen zu erarbeiten, dass sie, wenn sie sich selber gerne haben, sich entdecken und sich schön finden, eine ganz andere Ausstrahlung haben und auf ihre Art «sexy» sein können.

Was empfiehlst du den Jugendlichen für den Umgang mit Pornos?

Simone Schneider — Es geht nicht darum, Empfehlungen abzugeben, sondern gemeinsam zu erarbeiten, dass pornographische Bilder nicht realistisch, sondern konstruiert sind. Wichtig ist, dass Jugendliche eine Distanz zur Pornographie einnehmen können und ihre individuelle Sexualität entdecken: Man muss nicht immer ernst sein und ein geiles Gesicht aufsetzen, man darf auch lachen beim Sex. Man darf Fehler machen, man darf kuscheln und auch einmal keine Lust haben, auch als Mann.

Sind sie nicht eher zu spät? Das Selbstbewusstsein, das man im Teenageralter haben müsste, hätten die Eltern doch schon seit Geburt an aufbauen müssen.

Pius Widmer — Es leuchtet uns ein, dass man so früh wie möglich mit Sexualerziehung anfangen müsste. Deshalb machen wir Elternarbeit. Wir haben vier Angebote: für Eltern von Kindern von null bis vier Jahren, von vier bis acht Jahren, von acht bis zwölf und von Teenagern. Es ist aber ein freiwilliges Angebot. Erfreulich ist, dass sich noch nie so viele Eltern mit Sexualerziehung auseinandergesetzt haben wie heute.

Reden denn heutzutage Eltern mit ihren Jugendlichen über Sexualität und umgekehrt?

Simone Schneider — Bei den Mädchen erlebe ich häufiger als bei den Buben, dass sie mit der Mutter, der Tante oder einer erwachsenen Frau über Themen wie die Pille und zum ersten Mal miteinander schlafen reden. Fragen zu Stellungen, Frau sein, Orgasmus und Selbstbefriedigung hingegen stellen sie nicht. Ab einem gewissen Pubertätsalter wollen die Jugendlichen einfach über gewisse Dinge nicht mehr mit ihren Eltern reden, obwohl sie das könnten. Es geht um Abgrenzung und Individualität. Wichtig ist es, als Eltern Gesprächsbereitschaft zu signalisieren. Schön ist es, wenn der liebevolle Umgang mit Sexualität vorgelebt wird. ◆

«Schliesslich sind das Geheimdienste»

Die Räubergeschichte rund um die Rheintaler Familie Tinner und deren Geschäfte mit dem Vater der pakistanischen Atombombe, Abdul Qadeer Khan, geht bald in die nächste Runde. Es dürfte aber weiterhin vieles nebulös bleiben, denn für eine Klärung müsste auch die CIA Beweisstücke rausrücken.

von HARRY ROSENBAUM

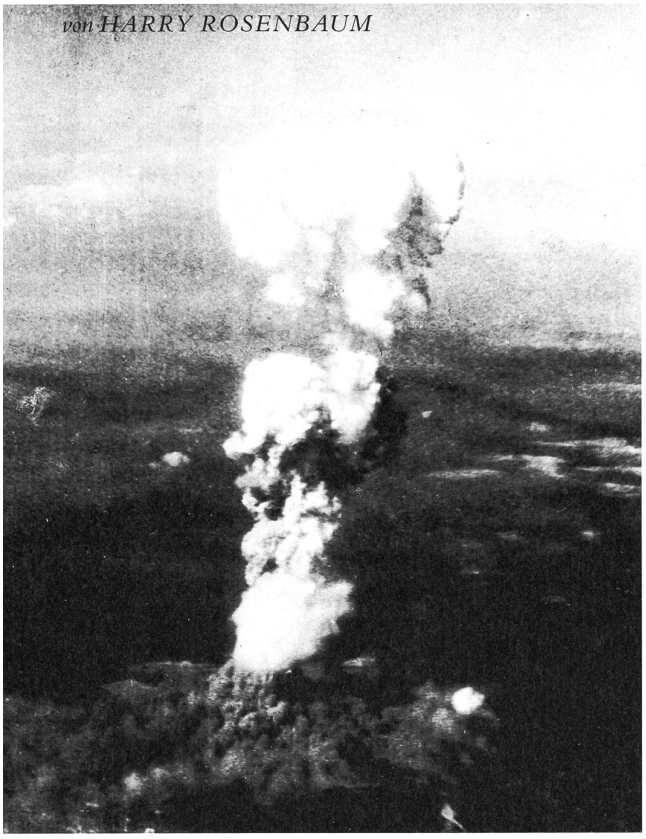


Bild: pd

Die bei einer Verurteilung durch das Bundesstrafgericht zu erwartenden Freiheitsstrafen für die beiden mutmasslichen Rheintaler Atomschmuggler Urs und Marco Tinner sind möglicherweise tiefer als die bereits verbüsste Untersuchungshaft. Dies schloss der Eidgenössische Untersuchungsrichter Andreas Müller im Gespräch mit «Saiten» nicht aus. «Ich will die Voruntersuchung wegen Verdachts auf Beihilfe zum Bau einer Atombombe noch in diesem Jahr abschliessen», sagt Müller. «Danach geht der Fall an die Bundesanwaltschaft. Diese entscheidet schliesslich darüber, ob gegen Urs, Marco und ihren Vater Friedrich Anklage erhoben wird.»

In den Kernpunkten des Verdachts auf Verstoss der Tinners gegen das Kriegsmaterialgesetz droht zunächst keine Verjährung. Trotzdem gilt das Beschleunigungsgebot. Die Voruntersuchung beim Eidgenössischen Untersuchungsrichteramt (URA) läuft seit Frühjahr 2008. Mit Inkrafttreten der neuen Strafprozessordnung wird das URA auf 2011 aufgehoben. Seine Funktion übernimmt dann wieder die Bundesanwaltschaft.

Maximal liegt der Strafrahmen bei Verstoss gegen das Kriegsmaterialgesetz bei zehn Jahren. Dieser dürfte in der Tinner-Angelegenheit aber vom Bundesstrafgericht nur schwerlich auszuschöpfen sein. Der Mechaniker Urs und der Aquariumhändler Marco Tinner haben bereits je vier Jahre und ihr Vater Friedrich, ein Vakuum-Ingenieur, zwei Jahre Untersuchungshaft verbüsst. Die Bundesanwaltschaft hat jetzt sichtlich Mühe, mit dem vorhandenen Beweismaterial Freiheitsstrafen zu fordern, die vor allem für die beiden Junioren begründbar über der verbüssten Untersuchungshaft liegen. Die Anwälte der mutmasslichen Atomschmuggler wiederum scheinen ernsthafte Chancen für vollumfängliche Freisprüche zu wittern. – Es ist nicht abwegig, dass nach der gerichtlichen Erledigung des Falles zu Lasten des Staates Entschädigungen an die Angeklagten ausgerichtet werden müssen, möglicherweise sogar in Millionenhöhe.

Profiteur oder Saboteur

Versaut hat die Geschichte der Bundesrat, indem er einen Teil der Tinner-Akten (sprich Beweise) im November 2007 schreddern liess. Namentlich der damalige Justizminister Christoph Blocher hatte bei der ominösen Aktion die Finger im Spiel. Ob aus Gefälligkeit gegenüber den USA bleibt bis heute ungeklärt. Erst die Aktenvernichtung, die im Nachhinein von der Geschäftsprüfungsdelegation (GBDel) als «unverhältnismässig» bezeichnet worden ist, hat den Fall der Tinners ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gerückt. Die Familie aus dem St.Galler Rheintal soll dem Vater der pakistanischen Atombombe, Abdul Qadeer Khan, bei dessen illegalen Nukleargeschäften behilflich gewesen sein und dabei ein paar Millionen Dollar verdient haben. Urs Tinner sass von Oktober 2004 bis Dezember 2008, sein Bruder Marco von Oktober 2004 bis Januar 2009 und Vater Friedrich von Oktober 2004 bis Anfang 2006 in Untersuchungshaft. Die Straftatbestände, mit denen die Tinners in Zusammenhang gebracht werden, sollen zwischen 2001 und 2003 gesetzt worden sein.

Urs Tinner hat stets behauptet, dass er auf amerikanische Anweisung als CIA-Agent das Bombenbau-Programm des pakistanischen Doktor Mabuse bewusst sabotiert habe, um die Proliferation zu verhindern. Sein Anwalt will diese Behauptung jetzt belegen und stellt unter anderem Beweisanträge, wonach die Geheimdienste der USA, Grossbritanniens, Deutschlands und der Schweiz zu befragen seien, respektive bei diesen das entsprechende Entlastungsmaterial angefordert werden müsse. Ferner sollen Teile zum Bau der Atombombe, die beschlagnahmt wurden, von Experten sowie dem Bundesstrafgericht begutachtet werden.

Eventuell straffrei

Aufgeflogen ist der Atomdeal, nachdem ein US-Kriegsschiff 2003 im Mittelmeer den deutschen Frachter BBC China aufgebracht hatte, mit dem Bauteile für eine Gasultrazentrifugen-Anlage nach Libyen gebracht werden sollten. Daraufhin hat Libyen sein Atomprogramm storniert und alle Unterlagen der Atomenergiebehörde in Wien zugespielt. Darunter auch eine Liste mit den Namen des Mitarbeiterstabs von Bomben-Khan.

Er wolle die Materialbeschaffung bei den Geheimdiensten prüfen, sagt der Eidgenössische Untersuchungsrichter, der auf Drängen der Parteien das Verfahren ausgeweitet hat, damit diese ihre Beweisanträge stellen können. Aber da verspreche er sich nichts davon. Schliesslich seien das Geheimdienste und deren Erkenntnisse eben geheim. Die Behandlung des ganzen politischen Teils der Tinner-Affäre bräuchte Ermächtigungen, beispielsweise des Bundesrates, sagt Müller. Es könnten theoretisch auch die beschlagnahmten Bauteile für die Atombombe von Experten oder dem Bundesstrafgericht geprüft werden. Das Material befinde sich in der Schweiz und in Deutschland. Insgesamt sind achtzehn Beweisanträge gestellt worden, je zur Hälfte von der Bundesanwaltschaft und den Beschuldigten. Die Bundesanwaltschaft schweigt sich über ihre Beweisanträge aus, wahrscheinlich aus taktischen Gründen.

Die Tinner-Geschichte scheint so nebulös zu enden wie das Gerichtsverfahren in Stuttgart gegen den deutschen Ingenieur Gotthard Lerch, der ebefalls mit Geschäfts- und Wohnsitz im St.Galler Rheintal für Qadeer Khan und dessen Atom-Versandhaus arbeitete. Bundesanwaltschaft und Verteidigung hatte den Deal gemacht, dass für ein Teilgeständnis des Angeklagten eine Freiheitsstrafe von nicht mehr als sechs Jahren gefordert würde. Mit einer im September 2008 ausgefällten Freiheitsstrafe von fünf Jahren und sechs Monaten hat das Oberlandesgericht Stuttgart diese Absprache unter den Parteien abgesegnet. Lerch, der mit den Tinners zusammengearbeitet haben soll – was diese aber bestreiten –, musste nicht ins Gefängnis. Ein Jahr der Strafe ist ihm erlassen worden, den Rest hatte er bereits in Untersuchungshaft abgesessen. ◆

Architektur als politisches Manifest

Die frühere Fiat-Garage an der Teufenerstrasse soll einem Büro-Neubau der Swica weichen. Dabei handelt es sich um eines der wenigen Gebäude aus den späten dreissiger Jahren im St.Galler Stadtzentrum. Die Bedeutung des «Neuen Bauens» scheint vergessen zu sein. Ein Abgesang.

von RENÉ HORNUNG

Die 1920er und 1930er Jahre werden in der Architekturgeschichte der Schweiz oft als «graue Jahre» bezeichnet. In den frühen dreissiger Jahren hatte die Wirtschaftskrise tausende Arbeitsplätze gekostet. St.Gallen hatte den jähen Absturz vom Spitzenplatz als reichste Stadt der Schweiz schon mit der Stickereikrise in den zwanziger Jahren erleben müssen. Die Bautätigkeit brach ein, plötzlich gab es in der zuvor überfüllten Stadt zu viel Wohn- und Gewerberaum.

Das Wenige, das in diesen Jahren gebaut wurde, stand aber immer auch für eine politische Haltung. In der Stadt St.Gallen vertrat das Architekturbüro Von Ziegler und Balmer die konservative Linie. Ihr 1934/35 entstandener Neubau der St.Gallischen Creditanstalt zwischen Neugasse und Marktplatz «ist mit dem wuchtigen Kollonaden-Laubengang ein abgeschwächter Ausdruck eines weit verbreiteten Neuklassizismus, der in Nazideutschland zur dumpfen Ästhetik der Gewalt ausartete», wie Kultur- und Kunstwissenschaftler Peter Röllin kommentiert. Eine echt faschistische innere Haltung habe aber der Architekt des St.Galler Hauptbahnhofs, Alexander von Senger, vertreten, der 1931 in seiner Publikation «Die Brandfackel Moskaus» das Bauhaus und das «Neue Bauen» als «bolschewistisch» verunglimpfte.

Zu arm für die Moderne

Das Klima jener Jahre war für die Exponenten der Gegenströmung, des «Neuen Bauens», schwierig. Zwar hatten die Erneuerer mit dem damaligen Stadtbaumeister Paul Trüdinger einen Verfechter der Moderne in der Verwaltung, doch die Stadt konnte aus finanziellen Gründen selber kaum bauen: Das Restaurant «Drei Linden» (1932), das Schulhaus Engelwies (1935), die Voliere im Stadtpark (1938) und die inzwischen sorgfältig renovierte Talhof-Turnhalle sind die wenigen öffentlichen Bauten des Jahrzehnts, die Trüdinger in Auftrag geben konnte oder selbst entwarf.

Auch die private Bautätigkeit war bescheiden. Nur wenige Architekten hatten Aufträge. Pionier war Moses/Moritz Hauser, der das «Palace» noch traditionell, dann aber das Kino «Säntis» (das spätere Tiffany) an der Lämmlisbrunnenstrasse im Stil des «Neuen Bauens» entworfen hat. Hauser war Jude und verliess im Zweiten Weltkrieg die Stadt. Die Stimmung war ihm zu feindselig geworden. Sein in Vaduz arbeitender Kollege Ernst Sommerlad, auch er jüdischer Herkunft, baute bis 1934 in St.Gallen verschiedene Wohnhäuser, bis ihm die Fremdenpolizei aus «arbeitsmarktlichen Gründen» die Arbeitsbewilligung für den Kanton St.Gallen entzog.

Eine Handvoll weitere Architekten fanden ebenfalls Bauherren, die bewusst auf den neuen Stil setzten. Architekt Arthur Kopf zum Beispiel baute unter anderem die erhaltenen Wohnblöcke an der Dianastrasse. Einer davon gehörte dem Flüchtlingsretter und Polizeikommandanten Paul Grüninger. Grüninger kam in der Folge einer fällig gewordenen Bürgschaft zu diesem Haus. Schliesslich Hans Burkard, später Schulhaus- und Kirchenarchitekt, der das Garagengebäude an der Teufenerstrasse entwarf, das nun für einen Neubau der Swica abgebrochen werden soll.

Kontrapunkt zur Naziästhetik

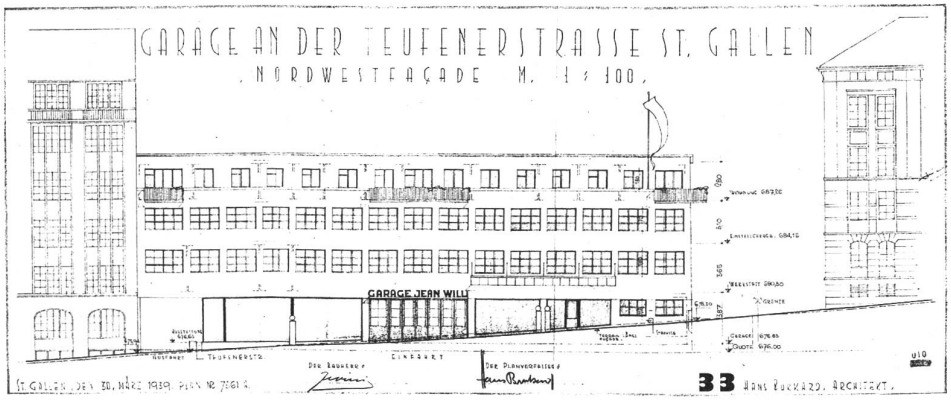
Die Exponenten des «Neuen Bauens» wollten mit ihren nüchternen Gebäuden den Aufbruch signalisieren. «Dahinter stand aber auch eine politische Haltung. Ihre Formensprache war der Kontrapunkt zu den mächtigen Repräsentationsbauten», erläutert Kunsthistoriker und Museumsdirektor Roland Wäspe. Wichtig ist für ihn das bedrohte Gebäude an der Teufenerstrasse auch, weil es sich dabei um den einzigen erhaltenen Zweckbau dieser Typologie im Stadtzentrum handelt, «der sich selbstbewusst gegen die städtebaulichen Prämissen der Jahrhundertwende stellt». Wäspe verweist auf die elegante, offene und ganz aus der Funktion als Garage entwickelte Architektur, die ohne Repräsentation auskommt. Ihm ist «unverständlich, wie man dieses Meisterwerk der dreissiger Jahre im Jahr 2010 opfern kann. Es fehlt offenbar jedes Bewusstsein für die inhaltliche Bedeutung dieser Architektur im Stadtraum. Der Abbruch wäre ein unwiederbringlicher Verlust.» Die vom Bauhaus inspirierte Reformarchitektur ist zwar im Grundsatz als wichtiges Zeitzeugnis anerkannt, doch ein wirkungsvoller Schutz fehlt mindestens für das Gebäude der Stadtgarage, das aus dem provisorischen Inventar der schützenswerten Bauten herausgestrichen wurde. Das Haus sei im Laufe der Jahrzehnte zu stark verändert worden, argumentiert der städtische Denkmalpfleger Niklaus Ledergerber.

Der Blick ins Bauarchiv und ins Gebäude relativiert diese Aussage allerdings. Die Eingriffe blieben beschränkt. Fenster, Treppenhäuser, Türschilder, selbst die Pflastersteine in der Hofdurchfahrt sind im Original erhalten. Die Südfassade mit ihren abgetreppten Balkonen ist ein typisches Beispiel der damaligen Wohn-Philosophie.

Immer wieder Diskussionen

Ironie des Schicksals dieses filigranen Gebäudes ist es, dass es bei seinem Bau in den späten dreissiger Jahren die gleichen langen Diskussionen absetzte, wie um den geplanten Neubau. Über das aktuelle Projekt diskutieren die Baubewilligungsbehörde und der Fachbeirat mit der Bauherrschaft seit eineinhalb Jahren. «Hier wird in einem der bedeutendsten Ortsbildschutzgebieten der Stadt gebaut», begründet Edgar Heilig, Sekretär des Sachverständigenrates, die gestalterischen und städtebaulichen Anforderungen.

1939 hatte Architekt Hans Burkard seinerseits den Stadtrat daran erinnert, «dass das Projekt schon zwei Jahre seiner Ausführung harrt». Damals mussten Baulinien aus dem Jahre 1907 abgeändert werden und es wurde bewusst ein nur dreigeschossiger Neubau geplant. Allerdings waren «Grundrisse und Konstruktion so vorgesehen, dass ein Aufbau später möglich ist». Die wirtschaftlich schwierigen Zeiten erklären, dass die von der Brandmauer des Filtex-Gebäudes vorgegebene Höhe nicht ausgenutzt wurde.



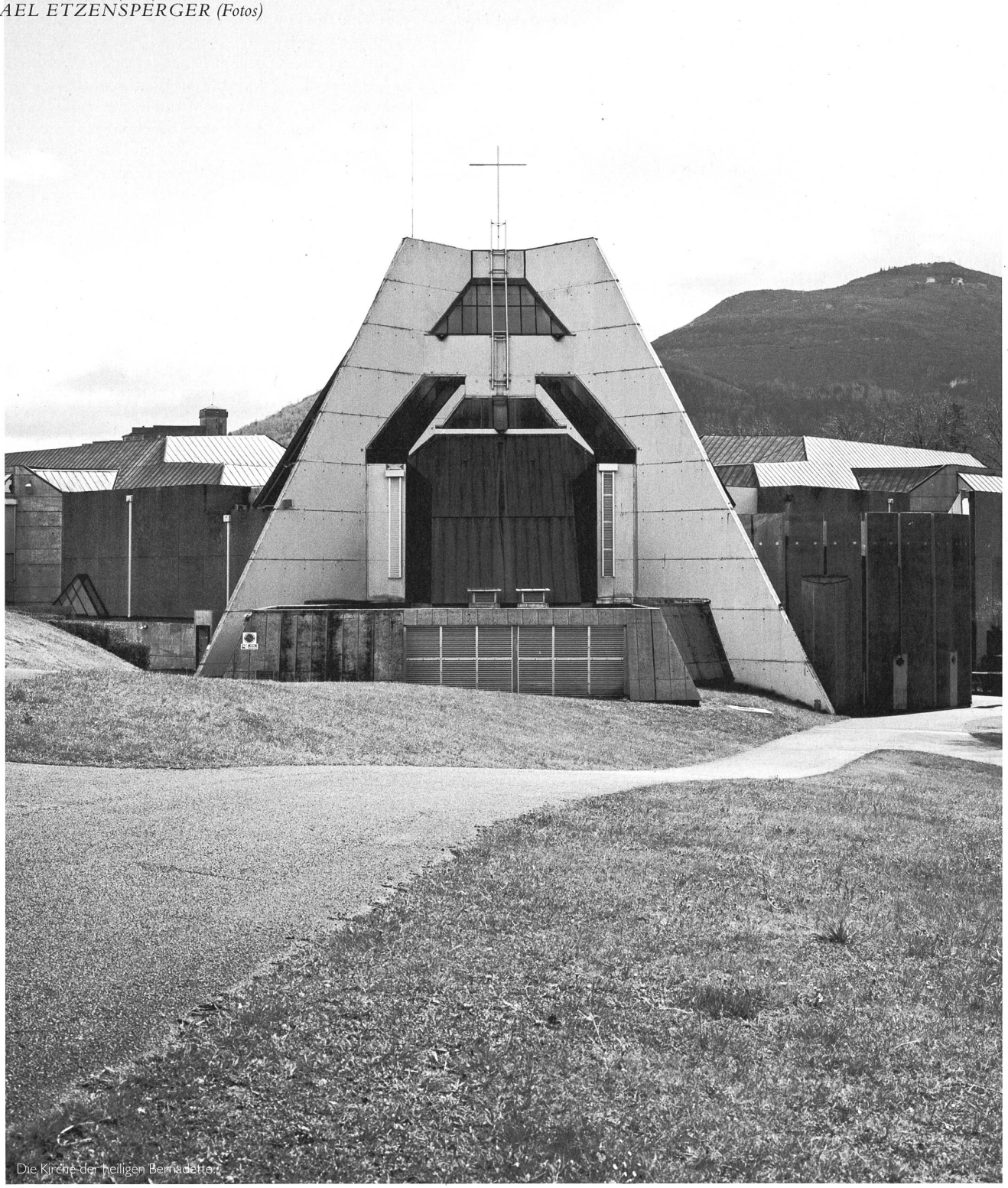
EINE GARAGE – BIS HEUTE

Als Garage «Jean Willi» gebaut, gab es um das Gebäude unten an der Teufenerstrasse nicht bloss lange Diskussionen, bis es 1939 gebaut werden konnte. Immer wieder erscheint es in den Akten des Bauarchivs. Es ging um Tanksäulen oder ums Vordach, das während Jahren nur provisorisch bewilligt war. In den fünfziger Jahren wurden zuerst VW- und ab 1974 Fiat-Leuchtreklamen montiert. 1979 wurde die Fassade markant mit «Stadtgarage AG» beschriftet, 1981 kam das Signet der Automarke Lancia aufs Dach. Auch die Benzinmarken wechselten: Aus Aral wurde Avia, sodass sich die Baubehörden ein gutes dutzend Mal mit Reklamebewilligungen befassten. Heute ist nach dem Auszug der Kia-Garage noch eine Oldtimer-Werkstatt in einem Teil des Gebäudes untergebracht. *(hor)*

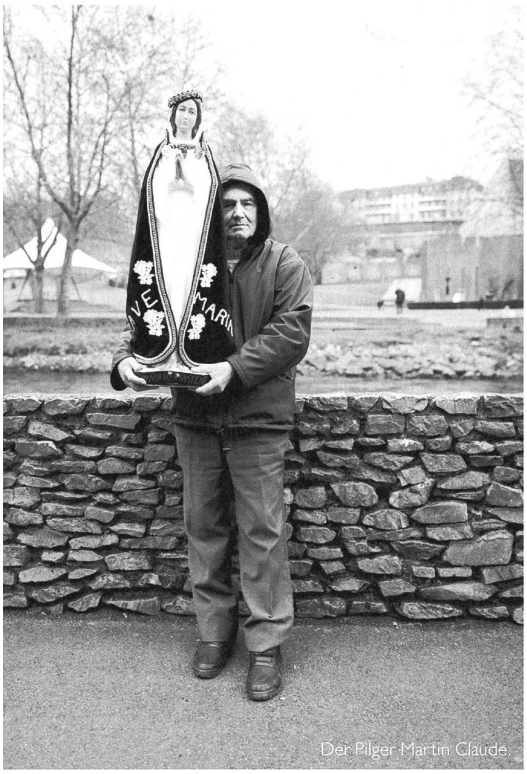
Niemand ist nicht wegen dem Wunder da

Durstig nach Heilung trinken jährlich sechs Millionen Pilgerinnen und Pilger das Quellwasser von Lourdes. Die Quelle soll aber nicht nur Gebrechen wegspülen sondern auch diverse Kassen füllen.

von MIGUEL GARCIA (Text)
und MICHAEL ETZENSPERGER (Fotos)



Die Kirche der heiligen Bernadette.


Der Pilger Martin Claude

Betender in der unterirdischen Basilika Saint Pie.

«Ich bin schon 200 Mal nach Lourdes gepilgert», sagt Martin Claude stolz und rückt der Maria-Statue auf seinem Arm die Krone zurecht. «Sie sagt mir jeweils, wann ich hierher kommen soll», erläutert der Franzose und deutet auf die ein Meter grosse Figur, die er auf jeder Wallfahrt mitführt. «Lourdes zieht viele Menschen an, auch einige Verrückte», sagt Juliette de Bois*, als sie von der Begegnung mit Statuenträger Claude hört. Man kennt sie im 15'000-Seelen-Städtchen am Fuss der französischen Pyrenäen. Deshalb möchte sie anonym bleiben, wenn sie versucht zu beschreiben, wie dieser Ort tickt. Eines ist klar für de Bois: «Ob Pilger oder Einwohner, niemand ist zufällig hier. Alle fühlen sich irgendwie spirituell angezogen.»

Im Jahr 1858 ist der vierzehnjährigen Müllerstochter Bernadette Soubirous die Jungfrau Maria erschienen – achtzehn Mal innerhalb von sechs Monaten – so die Legende. Bei der neunten Erscheinung soll Bernadette auf Anordnung Marias in einer Grotte eine Quelle freigelegt haben. «Allez boire à la fontaine et vous y laver», habe sie die Mutter Gottes aufgefordert. Und die Katholiken kamen, tranken und wuschen sich mit dem Wasser aus der Grotte.

Noch im selben Jahr verkündete der Dorfarzt Dr. Pierre Dozous, der 54-jährige blinde Steinbrecher Louis Bouriette habe plötzlich seine Sehkraft wieder erlangt, nachdem er in Kontakt mit dem Wasser gekommen sei: Die erste von 67 kirchlich anerkannten Wunderheilungen, denen Lourdes seine Popularität verdankt. Schnell rankten sich Vermutungen und Gerüchte um das vermeintliche Heilwasser. Böse Zungen behaupteten, der geschäftstüchtige Arzt hätte die Heilung inszeniert. Einige glaubten, das «Eau de Lourdes» sei mit Chemikalien versetzt oder gar radioaktiv. Nach wissenschaftlicher Untersuchung weiss man heute: Es handelt sich um gewöhnliches, leicht kalkhaltiges Quellwasser.

Mittlerweile pilgern jährlich sechs Millionen Menschen aus aller Welt zur Grotte, darunter 60'000 Kranke und Behinderte, die auf Heilung hoffen. So auch Paolo Machiori, der wegen seiner Multiplen-Sklerose-Erkrankung im Rollstuhl sitzt. «Lourdes hat mein Leben verändert», sagt der Italiener. Nachdem er letztes Jahr zum ersten Mal mit den «Volontari della Sofferenza» aus Breschia nach Lourdes kam, habe er seinen inneren Frieden gefunden. «Dieser Ort strahlt eine positive Energie aus.» Diese habe ihn zwar nicht von seiner Krankheit, aber innerlich geheilt.

Gestrenges Wunderzertifikat

Dass lediglich 67 von 7000 gemeldeten Wundern von der Kirche als solche anerkannt wurden, scheint niemanden zu entmutigen. Im Gegenteil, man erzählt sich gerne Geschichten über die aussergewöhnliche Wirkung des Quellwassers. Jeder scheint jemanden zu kennen oder von jemandem gehört zu haben, der auf wundersame Weise von seinen Beschwerden befreit wurde. So befindet sich auch in einer 700-köpfigen Pilgergruppe aus Breschia ein Geheilter. Bis vor zwei Jahren sei er sehr krank gewesen, habe an Epilepsie und an einem Gehirntumor gelitten, erzählt Giorgio Barigazzi. Deshalb sei er mehrmals nach Lourdes gepilgert. «Eines Nachts habe ich von der Grotte geträumt und am nächsten Morgen war ich geheilt», sagt Barigazzi. Ein Zeichen Gottes, dessen ist er sich sicher. Von einem Wunder will er allerdings nicht sprechen.

Damit würde er auch nicht durchkommen. Denn für das Wunderzertifikat hätte er sich beim medizinischen Büro der Pilgerstätte melden müssen, wo die jährlich rund hundert Meldungen über angebliche Wunderheilungen geprüft werden. «Wir klären ab, ob es sich tatsächlich um eine plötzliche und komplette Genesung einer schweren Krankheit handelt, die medizinisch nicht erklärbar ist», schreibt der Arzt Alessandro de Franciscis. Danach wird das Dossier an den zuständigen Bischof weitergeleitet. Die Deutungshoheit des Wunders liegt bei der Kirche. Für die kirchliche Anerkennung darf jedoch vor der Heilung kein ärztlicher Eingriff stattgefunden haben. Es zieht sich eine grosse Narbe über Barigazzis Kopf: «Eine Operation wegen des Tumors», sagt er, als ob das seiner These der göttlichen Heilung nicht widersprechen würde.

60'000 Liter am Tag

Trotz der ernüchternden Fakten hält sich die Hoffnung auf ein Wunder unter den Pilgern. Das Wasser ist ein Renner. An dreissig Wasserhähnen kann es getrunken oder abgefüllt werden. Wer keine Pet-Flaschen dabei hat, kann in den Souvenirshops Kanister kaufen, die bis zu zehn Liter fassen, es gibt auch kleine Mariastatuen aus Plastik mit abschraubbarer Krone. «An heissen Tagen werden bis zu 60'000 Liter verbraucht. Der jährliche Konsum beläuft sich auf 2,8 Millionen Liter», sagt Petitjean vom technischen Dienst. Auf einem Bildschirm ist das komplizierte Kanalisationssystem abgebildet, in dem das gesegnete Wasser in unterirdische Sammelbecken gepumpt wird, um eine ganzjährige Versorgung sicherzustellen. Dann leuchtet das Alarmzeichen auf Petitjeans Schirm. «Eine Pumpe streikt», erläutert er und muss gleich weg. Draussen werden über Lautsprecher die nächsten Veranstaltungen angekündigt: Religionsunterricht am Mittag, ein Rundgang auf den Spuren Bernadettes am Nachmittag und am späten Abend die Lichterprozession mit mehreren Tausend Teilnehmerinnen und Teilnehmern und ebenso vielen Kerzen.

Ein beliebter Programmpunkt ist auch das Bad im Quellwasser. Rund 500 Menschen stehen Schlange an diesem Sonntag, dabei ist die Tageskapazität von tausend Personen bereits erschöpft. Jetzt kommen nur noch Kranke rein. Die freiwilligen Helfer versuchen, die Leute wegzuschicken, vertrösten sie auf morgen. Aber die Pilger bleiben im Nieselregen stehen. Sie hoffen, doch noch in die Bäder zu gelangen, denn viele sind nur deshalb gekommen. Jenseits der Abschrankung werden die Wartenden während der mehrstündigen Wartezeit mit Kirchenmusik berieselt, um von der Kälte abzulenken. Ein Vorbeter mit Mikrofon versucht, das Publikum mit Spielen zu animieren. «Halleee, Hal-

Am falschen Ort gespart?
SAITEN-Werbung füllt die Reihen.
Auch online auf www.saiten.ch
Bild: Leo Bösinge

Das Magasin Alliance Catholique mit über 6000 Artikel.

Krankensegnung in der Unterkirche der Basilika Saint Pie.

leee, Halleee-lujaaa», singt er vor. Bedächtig raunen es die Gläubigen nach. Nach drei Mal wechselt der Text, die Melodie bleibt: «Aveee, Aveee, Aveee Mariii-aaa.» Manchmal hält der Vorsinger der jungen Frau neben ihm das Mikrofon vor den Mund, sie lächelt scheu und singt ihm nach: «Aveee, aveee, aveee Mariii-aaa.»

Digitale Bettelbriefe

Ein weiterer Höhepunkt ist die tägliche Segnung mit dem Allerheiligsten, dem Gefäss, in dem die gesegneten Hostien aufbewahrt werden. 67 der anerkannten Wunderheilungen traten unmittelbar nach der Prozedur ein. So hält die Kirche die Hoffnung auf ein Wunder aufrecht. Dahinter verbergen sich – wen wunderts – nicht zuletzt finanzielle Interessen. Denn die Aussicht auf eine Heilung von Körper oder Seele lässt die Leute nicht nur beten, sondern auch spenden.

«Es ist eine Halsabschneiderei, was hier abgezogen wird. Alles kostet Geld», sagt de Bois. Preise gibt es keine im heiligen Bezirk, bloss «vorgeschlagene Spenden». Eine wichtige Einnahmequelle sind die Kerzen, welche die Wirkung des Gebets verlängern sollen, wie grosse Plakate verlautbaren. Jährlich werden 700 Tonnen Wachs in Lourdes verbrannt. Für die Standard-Kerze wird eine Spende von zwei Euro fünfzig vorgeschlagen, die Grösste wiegt zwanzig Kilo und ist mit 150 Euro angeschrieben. Ein anderer Weg zur Geldbeschaffung sind die Messen, die gebucht werden können. Dabei schreibt man auf einen Zettel den Namen einer Person, für die während einer Messe gebetet werden soll. Den Wunschzettel wirft man in eine Urne oder gibt ihn direkt einem Priester – zusammen mit der vorgeschlagenen Spende von 19 Euro. Es darf natürlich auch etwas mehr sein, vielleicht stösst man mit einer grosszügigeren Gabe ja eher auf ein offenes Ohr beim Herrgott. Mehrere Hundert Zettel gehen jeden Tag ein. «Aus den Namen erstellt die Kirche ausserdem eine Mailingliste und verschickt digitale Bettelbriefe», sagt de Bois.

Jährlich nehme die Kirche dreissig Millionen Euro durch Spenden ein, sagt Francis Dehaine, Verwaltungsdirektor der Pilgerstätte, in seinem Büro. Die Hälfte würde für die Löhne der 430 Angestellten verwendet, so Dehaine. Ausserdem müsste das 52 Hektaren grosse Areal mit den 22 Kirchen instand gehalten werden. Darunter befinden sich architektonische Statussymbole wie die dreistöckige Kirche oberhalb der Grotte mit ihrer vergoldeten Krone, wo eine Rippe Bernadettes in einem goldenen Schrein aufbewahrt und angebetet wird; oder die unterirdische Basilika Saint Pie, die 25'000 Personen fasst – neben dem Petersdom in Rom die zweitgrösste Kultstätte der Welt, wie Dehaine stolz erklärt. Die Bilanz am Ende des Jahres sei null, so der Direktor. Schliesslich sei die Kirche nicht profitorientiert. «Das Einzige, was uns reich macht, ist die Botschaft von Maria an Bernadette.»

Profitieren vom Religions-Tourismus

Doch nicht nur die Kirche profitiert von den Pilgerströmen. Rund um den heiligen Bezirk hat sich eine Stadt gebildet. Die «ville basse», wie sie von den Bewohnern genannt wird, besteht fast ausschliesslich aus rund 200 Hotels mit 30'000 Betten. Nur Paris kann in Frankreich noch mehr Gäste aufnehmen. In fast jedem Hotel befindet sich ein Souvenirshop. Daneben ein paar Dutzend Restaurants und Bars. Rund 5000 Arbeitsplätze sind gemäss inoffiziellen Schätzungen entstanden. So profitieren auch die Einwohner Lourdes von den «Religions-Touristen», wie die Pilger teilsweise leicht despektierlich bezeichnet werden. Ob Hotelangestellte, Heizungsinstallateure oder Bäcker, sie alle verdienen an den Pilgern, schildert de Bois.

Die meisten Souvenirshops und Hotels gehören ortsansässigen Familien. «Selbst der Bürgermeister besitzt Hotels», verrät de Bois. Die Grosseltern der Besitzer hätten die Gebäude zu Bernadettes Lebzeiten gebaut und weiter vererbt. Die Lourdais haben also schon damals das geschäftliche Potential der Marienerscheinungen und Wunderheilungen erkannt. Auch Bernadettes Brüder eröffneten einen Andenkenladen. Sie nahm es zähneknirschend hin. Ihre einzige Bitte war, dass die Sonntagsruhe eingehalten werde.

Sie würde im Grab rotieren, sähe sie Lourdes heute. Sieben Tage die Woche buhlen die Souvenirläden mit schrillen Neonröhren um die Aufmerksamkeit und das Geld der Pilger. Schlüsselanhänger und Kühlschrankmagnete mit dem Gesicht Bernadettes, leuchtende Mariastatuen und Tausende andere Andenken werden angeboten. Die Kommerzialisierung scheint jedoch niemanden ernsthaft zu stören: «Die Souvenirs geben den Leuten Kraft im Alltag», hört man etwa oder «die Geschmäcker sind halt verschieden» bis zu «wir leben nun mal in einer freien Marktwirtschaft». Am Ende wissen alle: Die Vermarktung der heiligen Stätte ermöglicht vielen die Existenz.

Alle wollen ein Stück vom Kuchen. Selbst von den Krümeln versuchen einige zu leben. Knapp ausserhalb des heiligen Bezirks sitzen Bettler vor den Toren und in den Gassen vor den Souvenirläden. «Sie wissen, dass die Wallfahrer besonders grosszügig sind», sagt de Bois. Das spreche sich herum. «Lourdes ist zu einem Magnet für Bettler und Obdachlose geworden», sagt de Bois mit ernster Miene. «Die Bewohner fürchten sich.» Der Bürgermeister hat darauf letztes Jahr mit einem Bettelverbot reagiert. Bei schönem Wetter knien die Bettler trotzdem auf den Strassen, die zu den Sanktuarien führen.

De Bois kann lange und ausführlich über Lourdes erzählen und über die Menschen, die hier leben. «Lourdes ist so unergründlich wie die Wege des Herrn», pflege sie zu sagen, erzählt de Bois und lacht etwas verlegen über das Phänomen Lourdes. Dieses skurrile Städtchen am Fuss der französischen Pyrenäen, der Ort, an dem Religion und Tourismus, inflationäre Wundermeldungen und deren kommerzielle Ausschlachtung sich zu einer leisen Massenhysterie vereinen.

** Name der Redaktion bekannt*

MIGUEL GARCIA, 1984, studiert Geschichte und arbeitet als freier Journalist in Winterthur.

MICHAEL ETZENSPERGER, 1982, kommt ebenfalls aus Winterthur und studiert Fotografie.